

Monsignore Han aus Südkansu, den Unterschied zwischen ausländischen und einheimischen Missionaren und stellt folgende Vorzüge der letzteren fest: „Der einheimische Priester ist vertraut mit den weltlichen Angelegenheiten und Umständen, entgeht Betrug, kommt leichter hinter die Absicht der Leute, tut sich leichter in der Arbeit, gebraucht weniger Geld, und wird der Schwierigkeiten leichter Herr. Bei der Glaubenspredigt wird seine Sprache leicht verstanden; auch Kinder und Frauen können seinen Worten folgen und sie schnell begreifen. Sie sind im allgemeinen auch sehr sparsam und genügsam und gegen Krankheiten und Entbehrungen besser gefeit. Auch können die Gläubigen ihnen leichter den Lebensunterhalt bieten. Alle diese Eigenschaften machen sie für Neuchristengebiete besonders geeignet und tüchtig. Sollte das Unglück hereinbrechen, daß das Christentum eine Verfolgung erlebt, dann können sich die ausländischen Priester nicht mehr halten, die einheimischen dagegen können sich leicht verkleiden und verbergen, die Christen beaufsichtigen und ihren Glaubensmut stärken“⁸.

Mission und Volksspiele

Missionsmethodische Richtlinien auf der XVI. Missiologischen Woche von Löwen (Belgien)

Von P. Dr. Gregorius O. M. Cap., 's Hertogenbosch (Holland)

Im vorigen Heft dieser Zeitschrift haben wir schon eine kurze Übersicht über den äußeren Verlauf dieser Tagung gegeben (1938, S. 272—274). Jetzt sollen einige Ergebnisse für die Missionsmethode herausgestellt und die Grundhaltung der missionierenden Kirche zum Volksfeste näher umschrieben werden.

1. Die Freude eine Forderung der menschlichen Natur. In seiner Einführung betonte P. Charles S. J. ganz richtig, daß die Volksspiele im Grunde als eine wesentliche Forderung der sozialen Anlage im Menschen gedeutet werden können. Der Mensch braucht die Erholung notwendig und auch in seiner Freude hat die menschliche Natur die Neigung, sich sozial zu betätigen. Aus diesem Grunde darf die Missionsarbeit, die ja die Einpflanzung der Kirche als Gemeinschaft erzielt, diesem sozialen Elemente nicht fremd oder sogar feindlich gegenüberstehen.

2. Die Tradition der hl. Kirche. P. Charles hat nachgewiesen, wie bereits das Frühchristentum auf diesem Gebiete eine klare Überlieferung uns hinterlassen hat. Das alte Römerreich kannte viele Volksvergnügen; Zirkus und Schauspiele standen in hoher Ehre. Die junge Kirche hat nicht alles verurteilt. Zwar untersagte der Rigorismus eines Tertullian den Christen jede Teilnahme an heidnischen Festen, aber Klemens von Alexandrien befürwortete den Sport und schloß sich dadurch der Tradition der Kirche wieder an. — P. Sonet S. J. zeigte in

S. 249/51; die Instruktion betont den guten Fortschritt in der Entwicklung des einheimischen Klerus und gibt Anweisungen, wie geeignete Kandidaten aus dem einh. Klerus für das Amt des Ordinarius vorgeschlagen werden sollen.

⁸ Der einheimische Klerus, in Gotteskampf auf gelber Erde, hrg. von G. Walter, Paderborn 1938, S. 159.

seinem geschichtlichen Überblick, wie die Kirche auch im Mittelalter der Volkseigenart, z. B. bei Prozessionen, weitherzig entgegenkam. Dadurch hat sie das Glaubensleben beim Volke leichter erhalten und das Volkstum im Glauben bewahrt.

3. Das Volk liebt das Spiel. Noch weit mehr als bei unseren Hochkulturvölkern gilt dies bei den Primitiven, wie es P. Schumacher W.V. am Volksleben seiner afrikanischen Batutsi zeigen konnte. Es sind Hirtenvölker; sie herrschen über die Neger, die Ackerbau betreiben. Es sind Leute mit frohem Sinn. Es gibt bei ihnen Gesellschaftsspiele, die z. T. von den Frauen ausgeführt werden und von denen einige der Öffentlichkeit nicht zugänglich sind. Ferner sind Brettspiele bei ihnen bekannt; auch Wortspiele in einer Hochsprache, die vom gewöhnlichen Volke nicht verstanden wird, mit denen man aber ganze Nächte hindurch sich beschäftigen kann. Rätsel sind ebenfalls sehr beliebt. Weil sie eine Tonsprache reden, verstehen sie die Kunst, ganze Sätze jemandem vorzupfeifen, der darauf den betreffenden Satz in Worten hersagen soll. Sie haben Kriegstänze mancher Art, üben sich im Bogenschießen und Hochspringen, bei dem ohne Stange oder Sprungbrett eine Höhe von 2,45 Meter erreicht wird. Ein Häuptling, der kein Interesse für das Volksspiel aufweist, soll abgesetzt werden. Man versteht es, daß die Kirche bei einem solchen naturfrohen Volke sich dem Spiele nicht abgeneigt zeigen darf.

4. Das Spiel hat pädagogischen Wert. Auch für die Erwachsenen hat das Spiel einen tieferen Sinn, für das Kind aber ist es ein Wesensbedürfnis. Über dieses Thema äußerte sich P. Dr. Gregorius O.M.Cap.: Erziehung ist Persönlichkeitsbildung, ist Entfaltung der latenten Kräfte des jungen Menschen, und zwar im Rahmen der sozial-religiösen Lebensformen, die im erwachsenen Alter von ihm erwartet werden. Nun bietet das einheimische Spiel mehr als das europäische die Möglichkeit für die eingeborenen Kinder, ihre intellektuellen Anlagen, Vorstellungskräfte, Charakter, ästhetisches Empfinden und körperliche Tüchtigkeit zu entwickeln, so daß sie ihre späteren Pflichten im Familien- und Stammesleben erfüllen können. An den verschiedenen Arten des einheimischen Kinderspieles wurde diese Tatsache erläutert.

5. Volkstanz und natürliche Sittlichkeit. Das Leben der Eingeborenen ist oft sehr eintönig, wie P. Jak S.C.J. für die Malaien auf Süd-Sumatra hervorhob. Aus diesem Grunde schon ist es wichtig, das Volk seine Feste feiern zu lassen, ausgenommen daß sie religiös-heidnischen Inhaltes sind oder sittlich nicht einwandfrei verlaufen. Nun ist es allerdings bemerkenswert, daß in dieser Hinsicht der „Volksadat“ (das einheimische Gewohnheitsrecht, das von den Leuten streng eingehalten wird) oft schon seine Maßnahmen getroffen hat. Bei den Tänzen ist vielfach z. B. das gegenseitige Berühren untersagt. Es ist im allgemeinen keine Verbesserung, wenn infolge europäischer Wirtschaftsunternehmungen europäisch-amerikanische, also volksfremde Tänze eingeführt werden.

6. Tanzverbot und „moral depression“. Bei den primitiven Völkern ist der Tanz nicht nur eine harmlose Freude, sondern vielfach, wie P. Geurtjens M.S.C. zeigte, mit ihrem sozial-wirtschaftlichen Leben aufs engste verbunden, weil ihre Weltanschauung in einer Synthese alle Lebensbereiche umfaßt. Nach ihrer Auffassung steht die rituelle Feier mit wichtigen Lebensereignissen in ursächlichem Zu-

sammenhang, ist gleichsam für das Individuum und für die Gemeinschaft zu einer Lebensbedingung geworden. Das rituelle Fest regelt das sozial-wirtschaftliche Leben, erweckt Kindersegen, materielle Wohlfahrt usw. Daher ist es oft geschehen, daß Stämme infolge eines Regierungsverbotes, bestimmte Feste (z. B. mit ritueller Unzucht verbunden) zu feiern, einer vollständigen „moral depression“ verfallen und jämmerlich zugrunde gegangen sind. Die Regierung ist als neutrale Instanz nicht imstande, diesen Verlust zu ersetzen. Die Mission soll mit ihrer christlichen Weltanschauung ihr zur Seite stehen und das Volk mit wahrer Lebensfreude erheben. Neue Feste sollen eingeführt werden. Schon durch die feierliche Spendung der hl. Sakramente und Sakramentalien verfügt die hl. Kirche über eine außerordentliche Anpassungsfähigkeit. Keine Kolonialregierung und kein Wirtschaftsunternehmen hat diese Voraussetzung, daß sie nämlich nur das Glück der Eingeborenen bezweckt, wie es der Fall ist bei der Kirche und den Missionären. Übrigens wird auch das richtige Volksspiel dazu mithelfen, daß der Sonntag als Ruhetag leichter sich einbürgert, denn die Einheimischen verstehen es kaum sonst, diesen Tag zu verbringen. Die Stimmung der Freude wird die Erfüllung ihrer sonntäglichen Pflichten in religiöser Hinsicht erleichtern.

7. Freude an der bildenden Kunst. Die Missionsarbeit darf keine Entfremdung bedeuten in der Eigenart des Volkes. Diese Forderung trat stark in den Vordergrund bei dem Vortrag von Prof. Dr. F. Olbrechts über die Kunst in Afrika. Er umschrieb den Charakter der afrikanischen Kunst folgendermaßen: a) Die afrikanische Kunstpflege beschränkt sich auf das Wesentliche. Daher zeigt sie bei der Darstellung des menschlichen Körpers oft abnormale Proportionen. Das Nebensächliche wird kaum beachtet, während die wesentlichen Züge um so kräftiger herausgearbeitet werden. b) Sie stellt die Bilder fast immer „en face“ dar; sie kehren sich zum Zuschauer. Infolgedessen sind die Personen in ihrem Aufbau durchaus symmetrisch. c) Die Formgebung des afrikanischen Kunststiles ist vorherrschend statisch. d) Sie kennt kaum eine größere Gruppenbildung. e) In der Technik wird keine Polychromie verwandt, wodurch das Material die ihm entsprechende Wirkung bewahrt.

In der afrikanischen Kunst besteht also ein Sonderstil. Man darf nun aber nicht nur von einer rein ästhetischen Freude an der Kunst reden, sondern es ist mehr: das Volk erlebt in diesen Ausdrucksformen gewissermaßen seine ganze Gefühls- und Denkart. Es würde in eine seelische Krisis geraten, wenn man dem Volke ganz und gar verbieten würde, auf sozial-religiösem Gebiete in diesem nur ihm eigenen Volksstile sich zu äußern. Selbstverständlich darf die Mission nicht mit jeder künstlichen Darstellung einverstanden sein. Der heidnische Inhalt läßt sich aber oft in einen christlichen umändern, während die spezifisch afrikanische Formgebung durchaus erhalten bleibt. Dr. Olbrechts bedauerte es sehr, daß mit der Einfuhr europäischer Baumwollstoffe die einheimische Weberei als Volkskunst oft verlorengegangen ist. Durch das Verschwinden der Tätowierung geht auch die graphische Kunst bei einigen Stämmen fast ganz zugrunde. Zwar entstehen durch die europäische Technik auch wieder andere Kunstformen, aber ornamental sind sie meistens nicht mit dem afrikanischen Lebensstil in Einklang zu bringen. Man soll doch die Negerkünstler nicht beauftragen, unsere

klassischen Statuen herzustellen mit demselben Material, mit dem sie so meisterlich ihre eigenen Motive ausbilden; man soll ihnen nicht Aufträge geben, die im Gegensatz stehen zu ihrer eigenen Vorstellungswelt, wie z. B. wenn man den Olifanten als Karyatide auftreten läßt: das gehört ja in das indische, nicht aber in das afrikanische Kulturbild hinein. Allerdings wenn man den Negerkünstler beauftragt, nach dem Modell eines europäischen Heiligenbildes eine Statue herzustellen, so wird er es sklavisch ausführen, aber von einer wirklichen Kunst kann da keine Rede sein. Um echte christliche Kunst zu schaffen, soll man dem Künstler eine größtmögliche Freiheit lassen und sich selbst an seine Motive, seine Formgebung und Technik gewöhnen.

8. Missionsarbeit und Theater. Im allgemeinen darf man man sagen, daß das christliche Gedankengut in abstrakter Form überhaupt nicht importiert werden kann, aber ebensowenig in europäischen Ausdrucksformen; der christliche Stoff soll vielmehr in großzügiger Missionsarbeit im Lande selbst und zwar oft von den Eingeborenen verarbeitet werden, so daß im Volkstum, in der einheimischen Kunst und Literatur dem ganzen Glaubensleben ein passender Ausdruck verliehen wird. Sepp Schüller wies in seinem Referate über das einheimische Schauspiel auf diese Notwendigkeit hin. Im Brauchtum des Volkes kann der Missionar oft in überraschender und origineller Weise die Motive und Ausdrucksformen für die christlichen Gedanken finden. Den Afrikanern ist z. B. der Kampf gegen den Teufel durchaus geläufig und dieser läßt sich in einem christlichen Theaterspiele, in dem man David und Goliath auftreten läßt, leicht verwenden. In diesem Zusammenhang konnte Schüller auf die frühere mexikanische Missionsarbeit hinweisen. Das Theaterspiel war dort den Eingeborenen bereits zuvor bekannt. Die Missionäre haben aber auch dem christlichen Schauspiele einheimischen Charakter gegeben; und als der erste Bischof schließlich das Theater verbot, war es nur, weil es wieder einen weltlichen Sinn bekam. Prof. Robert Ricard verfolgte diesen Gedanken in den Bemühungen und Erfolgen bei den mexikanischen Spielen der „Moros y Christianos“. In der heutigen japanischen Mission hat die Bühne in missionsmethodischer Hinsicht ebenfalls recht gute Früchte gezeitigt; man machte den Versuch, die vorhandenen japanischen Themen in christlichem Sinn umzudeuten. In den meisten Missionsländern wird es um so leichter gelingen, da noch das ganze sozial-wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben vom Religiösen durchzogen ist, wie P. Roggendorf S.J. es für Japan ausführte.

9. Die Volkspsyche in der Liturgie. Seinem Auftrag gemäß kommt der Missionar mehr als sonst jemand mit dem Volkleben in Berührung; er hat sich daher mit der Volkspsyche, wie sie im Spiele, Theater, Tanz usw. zutage tritt, notwendig auseinanderzusetzen. Arbeitet er auf diesem Gebiete nur negativ, so ruft er die Volkskraft in ihrer ganzen Wucht gegen sich auf. Bei einem heidnischen Stamm, so sagte P. Hulstaert M. S. C., sollte man doch den Geist von seinen Äußerungen zu unterscheiden wissen. Gewiß, diese heidnische Mentalität wird auch bei den Christen mehr oder weniger noch einige Zeit weiterleben, bis der Einfluß des Christentums sich ganz durchgesetzt hat. Es wäre verfehlt, wenn der Missionär wegen einiger Exzesse das Ganze unterbinden würde. Das einheimische Spiel und der Volkssang ist ja zu tief mit der Volksseele verwoben, während anderseits die europäischen Tänze oft noch weniger einwandfrei sind; und wenn sie es an sich sind,

so bleibt es trotzdem eine offene Frage, ob die Reaktionen, die sie im Volksleben der Primitiven hervorrufen, einwandfrei sind: das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist bei vielen Primitiven bekanntlich grundverschieden von dem unserigen. Bei ihrer Arbeit unter den Nkundo hat die Mission die afrikanischen Tänze und die Negermelodien für die liturgische Feier zu verwenden versucht; infolgedessen fühlen die Neger sich von vorneherein im kirchlichen Leben wie daheim.

Damit man aber methodisch sichere Wege geht, machte P. Hulstaert folgende Vorschläge: a) die einheimischen Volksfeste sollen ihrem Inhalt nach katalogisiert werden; b) durch Beratung mit den Eingeborenen selbst sollen die Tänze und Gesänge usw. auf ihren Geist hin geprüft werden; c) der Einfluß dieser Feste auf Seele und Körper der Neger soll untersucht werden; d) Mittel sollen ausfindig gemacht werden, um das Gute auf diesem Gebiete zu erhalten; e) man soll prüfen, wie diese Elemente dem Apostolat dienstbar gemacht werden können. Es wäre allerdings notwendig, daß alle Missionäre in dieser Richtung zusammenarbeiten, während eine erfahrene Kraft, für die Aufgabe ethnologisch und religionswissenschaftlich vorgebildet, für die Sammlung und Verarbeitung des Materials ganz freigestellt sein sollte. Dann wird die Missionsarbeit noch mehr zur Kulturarbeit und in der Kunstpflege des Volkes führend.

10. Das kirchliche Fest und der Gemeinschaftsgedanke. Mehr als bei uns hat bei den Primitiven jedes Fest den Charakter der Kollektivität. Der Schwarze in Afrika, so betonte P. Aupiais (Miss. Afr. de Lyon), lebt im Stammesverband, in einer geschlossenen Gemeinschaft und erlebt dort auch seine Freude. Daher soll auch die Kirche sich bemühen, Gemeinschaftsfeste zu veranstalten durch Prozessionen, gemeinsame Gesänge, Bühnenspiel usw.

11. Volksfest und Kulturgeschichte. Der Missionar soll ein offenes Auge für die Eigenart des Stammes haben. Auch für den Fall, daß man von den Volksspielen und aus der Volkskunst die Motive und die äußere Darstellungsweise nicht übernehmen kann, weil sie noch zu starke heidnische Erinnerungen im Volke wachrufen, ist immerhin ein methodisches Studium der Kultur dem Missionär zu empfehlen, weil die religiös-sittliche und soziale Eigenart des Volkes und seine geschichtliche Vergangenheit sich in diesen Erzeugnissen offenbart. Da lernt man die Mentalität der Leute kennen. In dieser Hinsicht kommt dem Referate des P. Dr. Zoetmulder S.J. eine besondere Bedeutung zu. Mit einer großen Fachkenntnis schälte er aus der javanischen Kulturgeschichte bestimmte Elemente heraus, die der vor-hinduistischen und -buddhistischen Periode entstammen. Zumal die Maskentänze zeigen klar einen magisch-kosmischen Charakter; es erklärt sich dadurch, daß auch der Fürst selbst, der ja einen Vermittler kosmischer Kräfte darstellt, dabei eine Rolle spielt. Das berühmte javanische Wajang-Spiel stammt als Schattenspiel wohl aus Vorderindien. Im Grunde war es eine Initiationsfeier im Männerhaus; daher nehmen die Frauen auch heute noch nur hinter dem Spielschirm Platz und sehen nur die Schattenbilder. Das Spiel war religiösen Inhaltes. Als der Islam nach Java kam, wußte das Wajang-Spiel sich zu behaupten, obwohl der Islam an sich das Puppenspiel und jede musikalische Veranstaltung verbot. Es ist wohl vor allem dem Umstand zu verdanken, daß es nicht der orthodoxe Islam war, der nach Java kam, sondern der aus Vorderindien und

Persien eingeführt; deshalb konnten die javanischen Riten einen mohammedanischen Inhalt übernehmen und den mohammedanischen Bruderschaften angepaßt werden. Weitere Schwierigkeiten von seiten der mohammedanischen Auffassung wurden durch eine esoterische und exoterische Glaubenslehre aus dem Wege geräumt.

12. Das Volksfest im Rahmen der Völkerkunde. Schließlich hat es einen missionsmethodischen Wert, jedes Volksfest in die Struktur der noch vorhandenen Kulturlage, von der es ein Teil und eine Äußerung ist, einzugliedern. Hierauf hat P. Dr. van Bulck S. J. hingewiesen. Ein Tanz, ein Lied usw. hat ja, zumal bei den schriftlosen Völkern, nicht nur eine rein ästhetische, sondern auch eine kulturhistorische Bedeutung. Auch in den früheren Jahren hat man die primitiven Legenden gern gesammelt, aber nur vom Standpunkte der Ästhetik; die Völkerkunde hat uns aber tiefer in die Totalität der Volkskultur hineinschauen lassen. Es hat sich herausgestellt, daß nicht nur der Inhalt, sondern ebenfalls die Form, der Rhythmus usw. einer bestimmten sozial-kulturellen Schicht angehört, aus der ein Missionar nicht ein Glied, z. B. einen Tanz, ohne weiteres herausnehmen und es durch ein anderes ersetzen kann ohne schädlichen Eingriff in das Ganze, in die Volksseele selbst. Ein Fest kann zugleich auf verschiedenem Gebiete mit dem Brauchtum eines Volkes verknüpft sein. Wenn ein Grabgesang im Dorfe erklingt, kann man ihm eine soziale Bedeutung zumessen: ein Mitglied des Clans ist gestorben; er hat aber auch einen religiösen Sinn, denn die Seele des Verstorbenen gehört bereits der Geisterwelt an; er hat fernerhin wahrscheinlich eine magische Bedeutung, denn der rituelle Gesang soll das Glück des Verstorbenen im Jenseits bewirken. Diesem kulturhistorischen Zusammenhang soll der Missionar, der das Heidentum durch das Christentum, aber unter möglichst weiter Rücksichtnahme auf die einheimische Kultur, ersetzen möchte, wenn möglich Rechnung tragen. Vom Standpunkte einer großzügigen Missionsmethode bricht P. van Bulck eine Lanze für die ethnologische Ausbildung unserer Missionare — und ganz mit Recht! Dann werden sie ein Verständnis aufbringen für alle Kulturerscheinungen, auch für das gesprochene und gesungene Wort der primitiven Stämme; sie werden die Legenden, Erzählungen, Gesänge, Rätsel, Sprichwörter usw. sammeln und kodifizieren, sie auf ihren Inhalt und kulturhistorischen Wert prüfen, damit man sie beim Religionsunterricht und in der Literatur gebrauchen und sie so für die Neugestaltung des christlichen Lebens verwenden kann.

Die gesetzliche Regelung der Arbeitsverträge eingeborener Arbeiter

(Nach dem Bericht von Mgr. Beupin in der Revue d'Histoire des Missions, Paris 1938)

Von Prof. P. Sommers, Münster i. W.

Die vierundzwanzigste Sitzung der Conférence internationale du Travail in Genf hatte sich 1938 mit der Untersuchung einer Frage zu beschäftigen, die für die Missionswelt von weittragender Bedeutung ist: